NC
251
.S41
B755x

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Moritz von Schwinds Fröhliche Romantik

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/moritzvonschwind00schw

759/3
Sc99b

Moritz von Schwinds Fröhliche Romantik

mit einführendem Text
von
Prof. Dr. E. W. Bredt

München Hugo Schmidt Verlag

Schwind über Kunst und Publikum

Das Publikum ist durch die bisherige Handhabung unsrer Kunst gewöhnt, einem Bilde gegenüber vor allem eine feierliche Langeweile zu empfinden, die sich in einem noch langweiligeren Hang zu kritisieren ausgießt. Den Gegensatz bildet nur eine kleine Ausweichung ins Lüsterne und Gemeine, das sich hinter das Malenkönnen versteckt. Kommt einmal etwas, das den Beschauer irgend innerlich anregt, wie ein Erlebnis, muß einer ein wenig lachen oder weinen oder schwärmen, so hält er das Ganze für ein Dilettantenwerk. (Brief Schwinds an Bauernfeld 1860.)

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

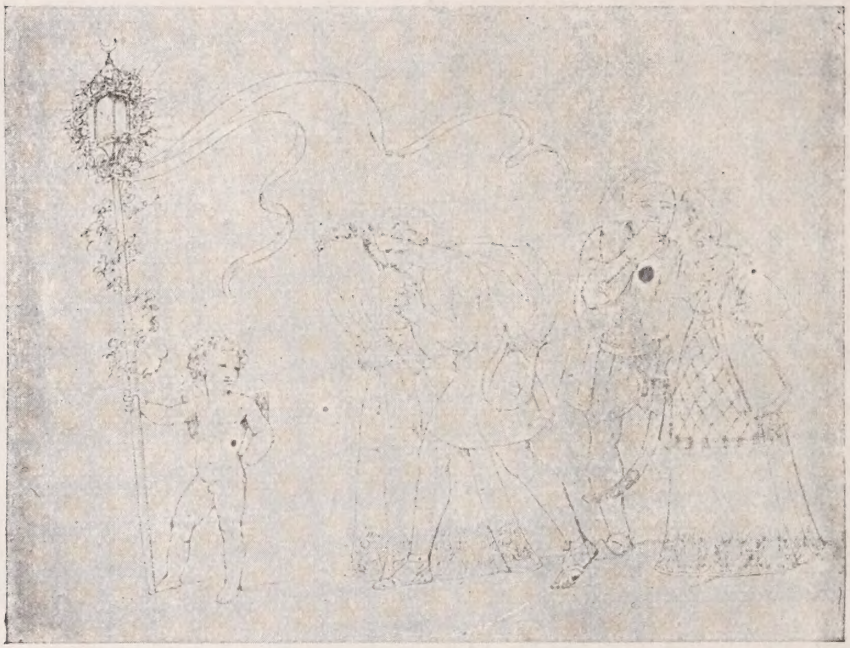
Aus „Figaros Hochzeit“
Verlag für vervielfältigende Kunst, Wien

Moritz von Schwind

Gebt mir Märchen und Rittergeschichten,
da liegt doch der Stoff zu allem Großen und
Schönen. Schiller.

Schwind ist das heitere Genie der romantischen Malerei. In all seinen Werken ist Musik. In seinen besten Gaben echter, neckischer Humor. Nicht Schwermut oder verzehrende Leidenschaft, nicht Abstraktion oder Askese, nein fröhliches Genießen des Daseins und alle Tage Musik, das war seine Art.

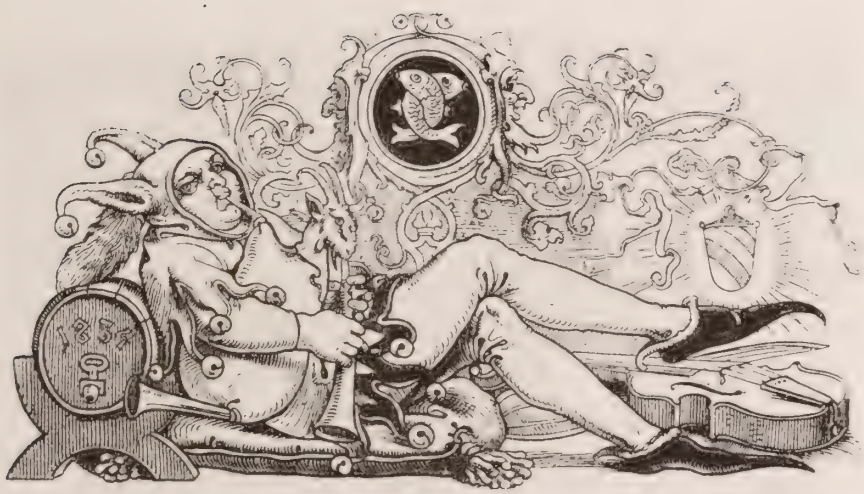
Ein Wiener war Schwind, ein Süddeutscher. Die beiden Großstädte, in denen sich's noch immer



Aus „Figaros Hochzeit"
Verlag für vervielfältigende Kunst, Wien

am behaglichsten und leichtesten leben läßt, die beiden Großstädte schöner Sorglosigkeit, das tanzende Wien und das geruhige München, die waren ihm zeitlebens am liebsten.

Wie ganz anders waren anderer Romantiker Helden und Heilige. Schwinds Frauen, Ritter und Liebchen, seine Nixen und Prinzessinnen sind nicht weltferne, zeitentrückte Wesen, nein alle sind ganze Menschen, denen nichts Menschliches fremd, und so tragen sie wohl gar oft, ohne daß man's recht merkt, nicht mehr die richtigen romantischen Trachten, son-



dern das modiſche Kleid des alten lieben Wiens der Schubert und Schwind.

Dem Wiener Schwind, der erſt am liebſten Muſiker geworden wäre und dann wohl leicht hoher Beamter am kaiſerlichen Hofe hätte werden können, der flüchtige zehn Lebensjahre mit Schubert in glücklicher Not und Freundſchaft verſungen und vermuſiziert hatte, ſind keine Menſchen lieber geweſen als muſikaliſche. Keck und luſtig ſchreitet durch Schwinds Werke Frau Muſika mit ihren Geſellen.

Schwinds Einſiedler entlocken der Geige alle ſüßen Erinnerungen der Jugend, ſeine Spielleute erheitern die Frommen im Walde mit dem Dudelſack und der junge Jäger im Graſe ſchmettert aus ſeinem Wunderhorn verliebte Weiſen ohne Ende. Im „Aſchenbrödel" ſind die Säle erfüllt von fröhlicher Muſik und unter den Spielleuten des Feſt-

zuges ſpielen ſogar Meiſter Lachner und Schwind gleich ſelber mit, um nur ja das Feſt der jungen Königin des Landes und des Herzens recht tüchtig zu feiern.

Wenn ſo viel große deutſche Maler ſchon immer tiefe Neigung zur Muſik bekunden, wenn Schwind, wie Richter, in all ſeinen Schöpfungen von Klängen und Rhythmen erfüllt erſcheint, ſo iſt doch Schwind mehr der große Symphoniker, der Komponiſt für Kammermuſik, Ludwig Richter aber der ſchlichte Liederſänger, dem wir mit der Fiedel unterm Arm begegnen oder flöteblaſend draußen auf der Höhe vorm Dorfe, wo die Buben und Mädel den Ringelreihen tanzen.

Zwei Künſtler zeichnen ſich ſo unbefangen und unbewußt, die beide, von verſchiedener Erziehung und Kultur, gleich ſtark deutſche Art in allem hochgehalten.

Schon als Zwanziger zeichnet Schwind die Hochzeit des Figaro als langen Zug musizierender Gestalten, auf der Höhe des Lebens feiert er Beethoven, der jenen Festzug bis zu seinem Tode nicht aus

der Hand gab, in einer gemalten „Symphonie". Schwinds „Aſchenbrödel" iſt für einen Tanzſaal gedacht und des Künſtlers letzte Jahre gelten der Verherrlichung von Mozarts Zauberflöte und viel anderen Opern großer Meiſter. Kein anderer deut-

ſcher Maler war für ſolche Aufgaben ſo begabt wie Schwind. Er iſt der Töne Meiſter unter den Malern, mögen die ihn auch niemals einen Meiſter koloriſtiſcher Tonmalerei nennen wollen. Allegro, Adagio und Rondo gliedern nicht nur ſeine Kom-

positionen vom Aschenbrödel — Schwinds ganze Kunst wirkt am mächtigsten in diesen alten Tempi und Formen.

Freilich das gilt wohl nicht von allen Werken Schwinds — manche seiner großen Aufträge für Kirchen, manche seiner genealogisch-dynastischen Fresken entbehren des Besten seiner Art. Denn „nur da erging er sich ganz im uneingeschränkten Flug seiner Phantasie, wo seiner Poesie auch der Humor zur Seite gehen konnte". (H. Holland, 1873.)

Schwind selbst, dem Romantik war „wo man seine Feinde niederhaut, für seine Freunde ins Feuer geht und einer verehrten Frau die Füße küßt" war kein Heiliger, es sei denn einer von den beiden „wunderlichen Heiligen", deren Geschichte er so köstlich erfunden wie eine Allegorie auf seine sieghafte Kunst, zu der einst die als Hilfesuchende kommen würden, die ihn, als er jung, gemieden. Frauen kam Meister Schwind gar liebenswürdig entgegen, aber unter Männern war er ein schwieriger Herr. Er war schrullenhaft und knorrig wie seine Bäume, die durch Felsen wachsen. Er verfeindete sich mit besten Freunden und Auftraggebern. Und doch malt er in seiner fröhlichen Kunst zuletzt sich immer selbst. Denn wenn so viel der saftigen, zornlustigen Worte des Ritters von Schwind nicht immer salonfähig, geschweige

denn hoffähig gewesen sind, so haben auch jene seiner Bilder, die er mit voller Lust erdacht und gemalt, recht wenig oder gar nichts von der vorschriftsmäßigen Verherrlichung der grauen Vorzeit, wie sie die Philister-Maler und Philister-Dichter der Romantik dargestellt. Nicht immer benimmt sich die romantische Welt der Ritter und Grafen Schwinds recht tugendhaft und herrenmäßig. Es sind viel lustige

Brüder darunter, und sie sind echte Menschen, ohne die starre, süße Maske alter Puppen und falscher Idealität. Seine Frauen sind liebenswürdig, schalkhaft und listig wie die Frauen von heute, seine Nixen sind verliebt, aber nicht süß und sinnlich. Er malte also nicht eigentlich Romantik, nicht Geschichte und Kultur des Mittelalters, sondern Menschen von Lust und Leid von gestern, heut und morgen und hinter dem romantischen Schleier seiner bunten Schöpfungen lebt eine verklärte Welt ewig menschlicher Gefühle und Träume.

Wie in ſo manch klaſſiſchem Luſtſpiel voll kräftiger Lebensbejahung und Schelmerei die Geſtalten gar würdig und ernſt daherſchreiten, ſo iſt auch manch beſtes Werk unſeres Moritz von Schwind bei aller romantiſchen Schöne voll fröhlich, übermütigen Gehalts.

Echt Schwind war das: Als er in Rom die Fresken Michelangelo geſehen — geht er heim und zeichnet Ritter Kurts Brautfahrt. Und zwar viel übermütiger als Goethes Ballade. Schwind macht aus der Ballade ein Luſtſpiel, eine komiſche Oper. „Widerſacher, Weiber, Schulden, ach kein Ritter wird ſie los", das war ein Thema für den Wiener Schwind. Das Gewühl der Menſchen um den hochnäſigen Junker, dem die Gläubigerſchar das Freien verdirbt; wie bei der Gelegenheit Neid, Eiferſucht, Schadenfreude, Angſt, Schreck, Wichtigkeit ſich

gegenseitig ordentlich stoßen und halten — das hat kein dichtender, kein anderer malender Romantiker versucht und auch Schwind hat nie wieder eine so sprudelnde Lustigkeit entfaltet wie hier. Der Maler Schwind führte Goethe zu Shakespeare. Das war ein Wagnis zur Zeit des strengen Cornelius und der frommen Nazarener.

Dem Mutigen gehört die Welt und die Fröhlichen hat sie gern. Der Wiener kommt zuerst an Bayerns Hof. König Ludwig I. von Bayern (der ihn dann immer begrüßte „Meister Schwind, Sie sind ein Genie und Romantiker") ließ ihn den Saal der Königin mit Fresken schmücken. Das Thema hieß: „Tiecks Phantasus". Das war Schwinds erster materieller Erfolg. Ein Erfolg des Künstlers durch Wahl und Auffassung.

Als ob er selbst schon mal so was ähnliches erlebt, erzählt er die alte Geschichte vom leichtlebigen Fortunat, der einen Geldbeutel findet, der nie leer wird, der die Frauen beschenkt und von ihnen betört und beraubt wird. Wie selig und tief träumt Fortunats Sohn zwischen den beiden räuberischen Schönen, Königstochter und Kammerfrau, die ihn zum Liebesspiel verlockt nur um ihm den goldspendenden Beutel gegen einen, der schon leer war, zu vertauschen. Scherz, Ernst und Satire, wo sind sie in deutscher Malerei wieder so fesselnd vereint?

Ob Schwind die Märchen, Geschichten und Opern anderer verbildlicht oder frei aus eigenem schafft — immer ist er der Fabulierer der Romantik des Lebens

und der Liebe. Er singt als malender Dichter von Lenz und Liebe, von seliger, goldener Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.

Das ernste Märchen von den sieben Raben wird unter Schwinds Hand zum hohen Lied deutscher Treue, das Märchen von der schönen Melusine zur dramatischen Dichtung ehelichen Mißtrauens und Treubruches, „Die Rückkehr des Grafen von Gleichen" zum köstlichen Sinnbild romantischer Unbefangenheit und ritterlicher Sorglosigkeit und Milde. Schwind ist der geborene Maler der romantischen Ehe. Seine Ehemärchen und Ehelustspiele rücken ihn weit ab von Ludwig Richter, der ihm sonst so nahe als deutscher Künstler steht. Denn Schwind

hat nie die deutsche Familie in all ihrem kleinen Glück geschildert. Das tat Ludwig Richter. Wie oft zeigt der den stillen, friedlichen häuslichen Kreis, wie scharen sich da die glücklichen Kinder um die Mutter und um den bescheidenen Tisch. Schwind, der große Erzähler, faßte das Thema ehelichen Lebens nicht einfach auf und die alten Zwischenfälle, all die menschlichen Möglichkeiten des Konfliktes ehelicher Liebe und Treue beschäftigten ihn wie alle großen Dichter vor und nach ihm. Und überall übertrifft seine Lust zu fabulieren die alten Erzähler.

Im Aschenbrödel macht er den edlen Herrn von Montefiascone zum echten Pantoffel- und Lustspielhelden, der starr vor Verlegenheit vom hohen Balkon sich herabbeugt, um seiner Frau, die glücklicherweise in Ohnmacht versinkt, nicht berichten zu müssen, daß seine Tochter (aber nicht eine der ihren) das Glück hat, von einem Prinzen heimgeführt zu werden.

In der schönen Melusine, dem Ringbild ohne Anfang und Ende, gibt er den Narren der Neugier und Schwätzer die richtigen Possenfratzen, gibt er aber auch der leidenschaftlichen Versöhnung der lang Getrennten unverkennbare Bedeutung. In den sieben Raben wird der Ernst der Handlung unterbrochen durch das komische Bild der Wochenstube, in der die drallen Mägde entsetzt auf den Rücken fallen, als

aus den königlichen Windeln schwarze Raben zur Welt kommen und über die Köpfe der Kopflosen ins Freie fliegen. —

Verhaltener Humor belebt das scheinbar so feierliche Bild der Rückkehr des Grafen von Gleichen. — Wie die beiden Mädchen hinterm Zaun

die zweite heimgebrachte Gattin des Grafen messen, wie der alte Ritter (Schwind) über die Harmlosigkeit seines doppelt verheirateten Herrn schmunzelt, wie die orientalisch berittene Nebengattin mit so köstlich gespielter Absichtslosigkeit sich triumphierend enthüllt, das macht den Unterschied zwischen Goethe und diesem Bilde. Und nicht die Wahl des Themas, sondern die überall bemerkbare Laune nur kennzeichnet den Wiener Meister Schwind, der wie kein anderer deutscher Künstler von der Sorglosigkeit ritterlichen Minnedienstes mit solch schelmischer Feierlichkeit lachend erzählt hat, wie einer der's selbst erlebt.

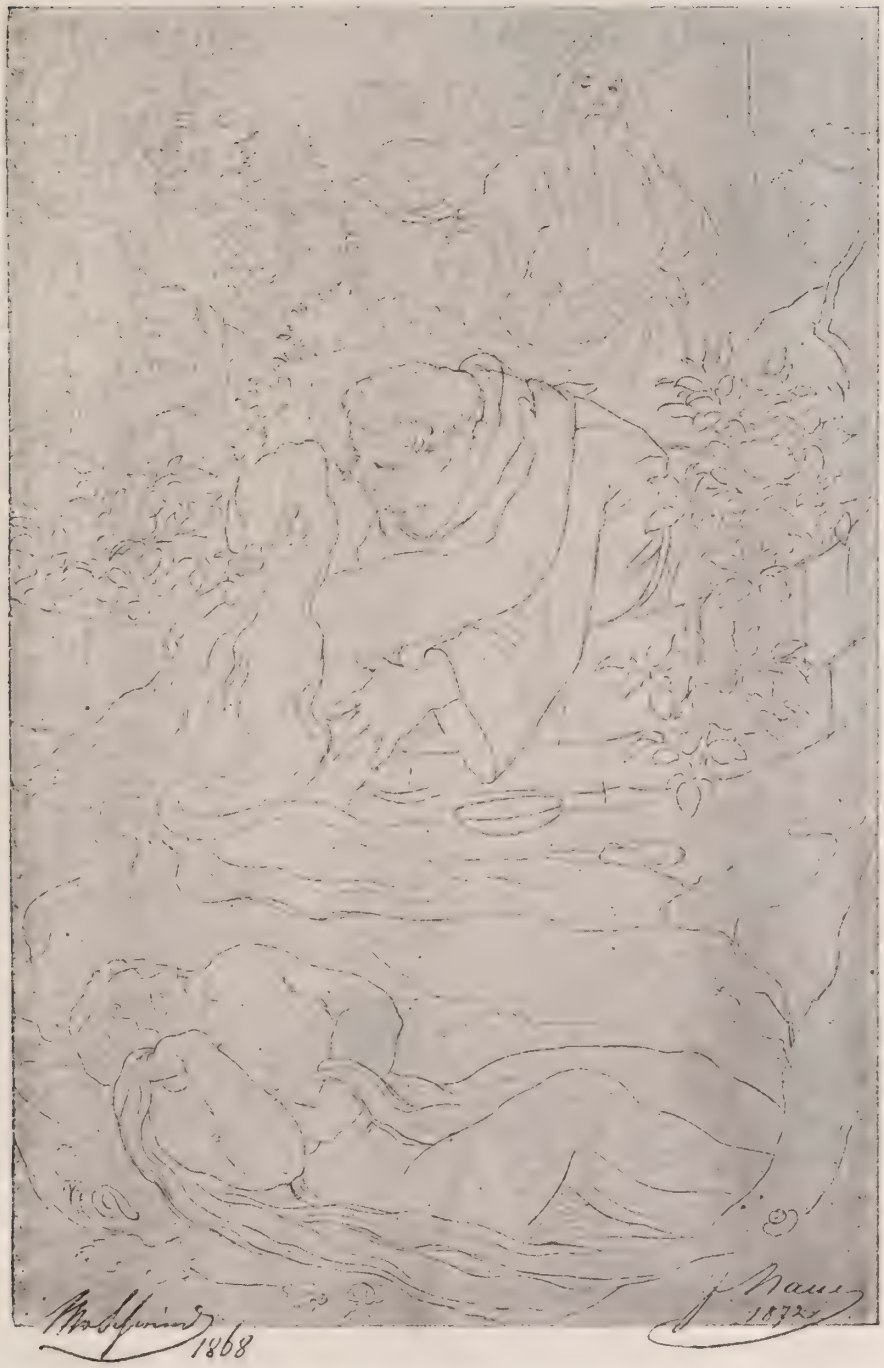
Von unseren Romantikern war Schwind der Maler deutscher Gesellschaftlichkeit.

Wie etwa Figaros Hochzeitszug sein Werk einleitet, wie er sich mit Tiecks Fortunat und gestiefeltem Kater und dem entzückend lachenden Kinderfries der „Segnungen des Friedens" in der königlichen Residenz Bayerns genialisch einführt, so steht fast am Ende seiner Schöpfungen jene kleine Folge von Radierungen, die Mörickes „Schöne Lau" illustriert, also eine sehr heilsame Geschichte von der gesundenden Wirkung herzhaften Lachens.

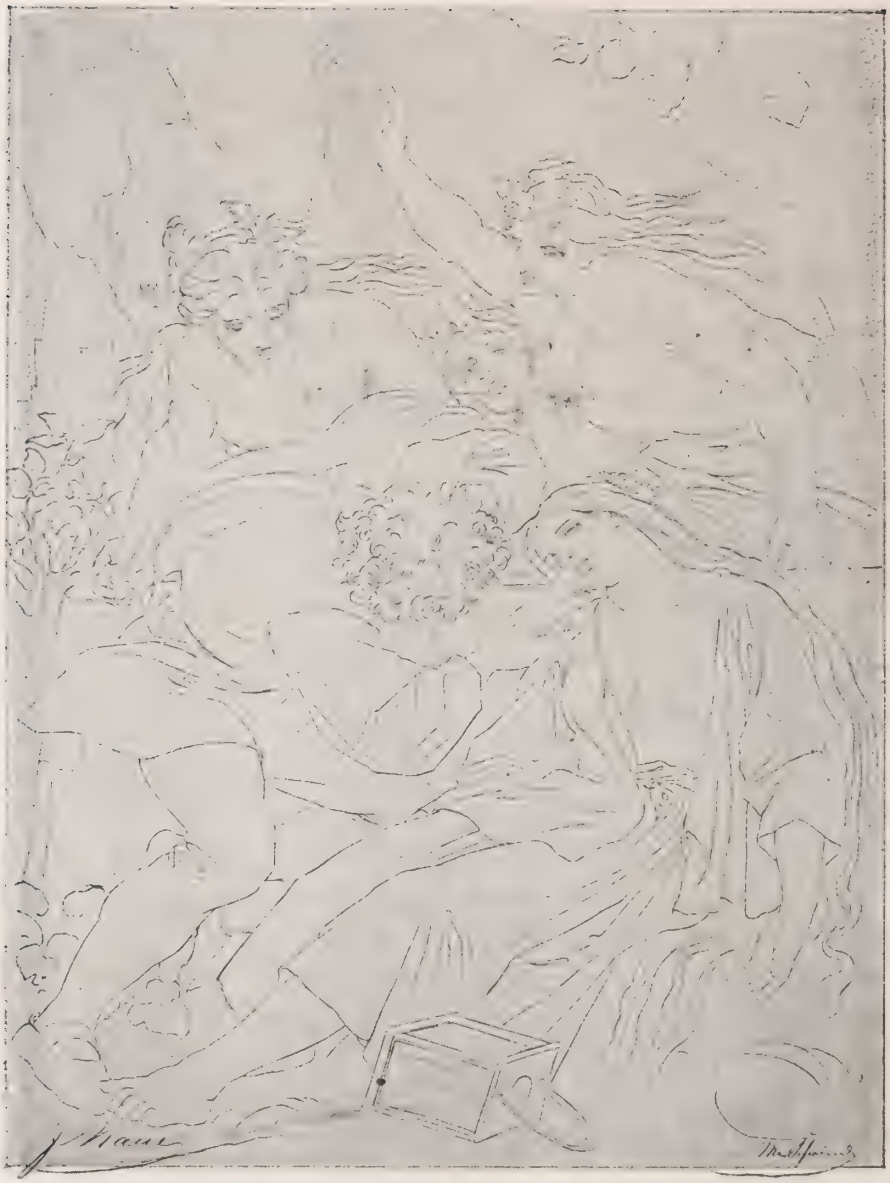
Das war noch einmal eine richtige Geschichte für unsern Meister, wieder ein eheliches Lustspiel, wie so manch andere größere oder auch ernstere Schöpfung.

Ein alter Donaunixerich mochte ſeine Lau gar nicht mehr leiden, weil ſie ihm nur tote Kinder ſchenkte. Der Fluch des Nichtlachenkönnens laſtete auf ihr. Sie ſoll erſt glückliche Mutter werden, wenn ſie fünfmal aus vollem Halſe gelacht hat. Und das lernt die Nixe wie alle natürlichen Men-

ſchen nicht erſt durch Theaterkünſte, ſondern als ſie als Menſch die leibhaftigen Menſchen in ihren Wohnungen beſucht. Sie lacht, als ihr die luſtige Magd Jutta zum erſten Male die Füße abreibt



und ſie kitzelt, ſie lacht als ſie den Abt ſieht, der der drallen Nixenwirtin einen ſo knallenden Kuß gibt,



daß er durchs Refektorium und die Ställe, zum Turm und Tor widerhallt und endlich ſogar der Herrgott den Abt noch grad erwiſcht; ſie lacht als der Wirtsſohn, der ſie aus der Ohnmacht wachgeküßt, ſchallende Ohrfeigen erhält. Das Lachen

macht sie gesund und zur Mutter gesunder Kinder. — Mörickes schöne Lau war Schwinds letztes fröhliches Werk.

So wurde Schwind durchs Leben geführt von gar guten Meistern, von Dichtern und Sängern.

Und ich glaube, alle die Dichter und Komponisten, die Mozart und Beethoven, die Schiller, Goethe, Lachner, Bauernfeind, E. T. A. Hoffmann, die Grimm und Simrock und wieviel Minnedichter und Märchenerzähler, die Schwind in Gemälden, Zeichnungen und Holzschnitten verherrlichte, sie alle würden angesichts Schwinds Illustrationen zu ihren Werken sagen, was Mörike gesagt: „In Summa! Schwind ist ein Wundermann". Und alle würden noch überdies bekennen: Du bist ein noch viel schönerer Fabulierer als wir es oft waren — schlichter, kürzer und anschaulicher, denn wer die „Morgenstunde" gemalt und die „Hochzeitsreise" — und weiter nichts gemalt hätte, der bliebe den Deutschen ein Maler und Dichter — so lange es nur deutsche Augen und deutsche Herzen gibt.

Ich spreche hier absichtlich nicht von allen Schwindschen Werken — nicht von den Fresken der Wartburg und in Hohenschwangau, denn das ist nicht der ganze Schwind. Das ist er aber in vielen ganz kleinen Radierungen, in vielen Holzschnitten der

Fliegenden Blätter und Münchner Bilderbogen, in Kalendern und Märchenbüchern und Lithographien, die viel zu wenig bekannt.

Wer den ganzen Schwind vor sich sehen will, sieht ihn leibhaftig, das Pfeifchen rauchend und am

Ofen ſitzend oder in der Laube beim Glaſe Wein, in Feuchterslebens „Album für Raucher und Trinker". Seine Freude an geſunder Menſchlichkeit, am bayeriſchen Menſchenſchlag zumal, offenbaren die kernig geſchnittenen Monatsbilder. Seine Behaglichkeit daheim geben die Winterbilder, das Schelmiſch-Trutzige kommt im „Pfalzgrafen", das Schelmiſch-Boshafte in den Silhouetten vom Teufel und der Katz' zutage,

seine liebenswürdige Satire in den Liebesliedern der Völker, sein Sinn für Komik in dem köstlichen Bilde vom guten Bären, der mit einem kleinen Felsblock seinem Herrn eine Fliege von der Nase wegjagen will, und in der wieder zeitgemäßen Karikatur vom Kartoffelwucherer, der befriedigt schwarze Kartoffeln zieht, dafür aber selbst mit gleicher Befriedigung vom Teufel beim Kragen gezogen wird. — Wer aber Schwinds kernigere Art zu zeichnen, wer seine launischere, gesellschaftlichere Art zu illustrieren kennen lernen will — neben der zierlicheren, volksliederartigen Weise Ludwig Richters, muß sich Schwinds Holzschnitte zum Märchen vom Wacholderbaum oder zur immer wieder nützlichen Geschichte vom Bauer und dem Esel mit Lust und Laune betrachten.

Das ist Schwind im Kleinen. Auch da ist er groß als Genießer, Lacher und Dichter und uns lieb in seiner menschlichen Milde, seiner künstlerischen Klarheit und Sage.

— — — — — — — — — — — —

Schwinds Leben führt uns aus der Zeit des Napoleonischen Joches über die politischen Gärungen und nationalen Zerrissenheiten weg zur Gründung des neuen Deutschen Reiches. Auch sein Schaffen

und Lachen war ſiegbildend — wird Kraft uns bringen zu allen Zeiten.

So möge dies Buch, das der Münchner Verleger Hugo Schmidt nach langgehegtem Plan und allen Schwierigkeiten der Zeit zum bewußten Trotz ſo bilderreich herausgebracht, ein zeitgemäßer Führer uns werden zum immer friſch ſprudelnden Quell echter deutſcher Kunſt und Phantaſie — den Fremden aber ein Spiegel deutſchen Weſens, deſſen wir ſtolz ſein dürfen vor aller Welt.

Im Januar 1917. E. W. Bredt.

Das Bilderverzeichnis
bildet den Schluß
des Buches

Julius Naue, der Kupferstecher, Schwinds jüngster Schüler, erzählt in seinem kleinen Büchlein „Worte und Wirken von Moritz von Schwind" folgendes:

Mit dem Ausspruche: „Ich mache meine Frauen", meinte Schwind, ich führe meine Ge-

danken aus, und dies bezog sich insbesondere auf den Zyklus jener mehr oder weniger großen Ölbilder, die er als „Reisebilder" bezeichnete, und zwar deshalb, weil er meinte: „So etwas hat jeder einmal erlebt." Die große Mehrzahl dieser reizenden, poesievollen Gemälde, von denen Graf Schack einige Perlen erwarb, habe ich entstehen sehen und mit dem Meister oft stundenlang über dieses und jenes Bild gesprochen. So äußerte er sich bei dem Malen der Hochzeitreise (auf der er seinen Freund Franz Lachner als Wirt dargestellt hat): „Schauens, hier ist etwas von Linz und da von wo anders her und hier der

Wirtshausschild von Leutstetten (bei Mühltal). Da denkt nun dieser oder jener, er müsse so etwas schon irgendwo gesehen haben."

Viele Freude hatte er, als er bei diesem Bilde auf dem Schilde des Kramladens die Firma: „Aniſels sel. Wte." anbrachte. „Da wird man sich einmal den Kopf zerbrechen, was das heißen soll," meinte er lachend und fügte hinzu: „Aber keiner wird das Richtige herausfinden." Auch freute er sich, als er noch „Kolonialwaren-Handlung" darunter geschrieben hatte: „Die Talglichter und der Kaffee sind doch Kolonialwaren!" sagte er lachend (Aniſel war der Kosename seiner ältesten Tochter Anna).

40

Schwind an Genelli

Karlsruhe, 15. Jan. 1844.

. . . „An Gärten und Villen denke ich lange nicht mehr, wohl aber alles Ernſtes, wenn ich mich noch einige Jahre herumgeſchlagen habe, an ein kleines Haus in einem Ort, wo ein Kloſter iſt, mit Bibliothek, Orgel, Jagden und ſchöner Gegend, Wieſen für ein paar Kühe, Garten für Kraut und Erdäpfel und wenn's recht gut geht, einem alten Schimmel, der mir die Leber zurecht ſchüttelt. Ich wäre imſtande, dann nichts zu machen als Miniaturen wie der ‚wunderliche Heilige' und ſolches Zeug."

17. Dez. 1893.

Mein jetziges Bild (Ritter Kuno von Falkenſtein), obwohl der Gegenſtand höchſt verrückt iſt, macht mir die größte Freude. Ich mache gern Bäume und Felſen und alte Mauern — und dergleichen habe ich genug darauf, auch einen ganz gerüſteten Kerl zu Pferd — was tut's? Man muß machen wie einem der Schnabel gewachſen iſt.

Karlsruhe, 29. Oktober 1893.

. . . „das größere jener Bilder, das ich eben zeichne, iſt komiſcher Natur. Gnomen haben über Nacht einen ſteilen Fels hinan einen Weg gebahnt und ſchlüpfen in ihre Höhle, während ein Rittersmann, dem ſie den Gefallen getan, zur Burg hinauf-

reitet, wo ihn ſeine Geliebte, der Preis des Wagſtückes, empfängt.“

P. v. Cornelius an M. v. Schwind

Berlin, den 22. Januar 1862.

Seit geraumer Zeit habe ich mich ſowohl des Leſens, als des Schreibens enthalten müſſen, meiner Augen wegen. Nun komme ich auf dem Wege des Diktierens doch endlich dazu, Ihnen auszuſprechen, welche unbeſchreibliche Freude mir die Zuſendung Ihres Werkes „Die ſieben Raben“ gewährt hat. Sie haben aus einer einfachen Volksſage ein ſo wunderbares Werk zu ſchaffen gewußt, das für die deutſche Nation für immer ein wahrer Schatz bleiben wird. Bei Wahrheit, Natur und Leben atmet alles Anmut und Seele; und was ich am höchſten dabei ſchätze, es iſt alles mit wahrem Stil durchgeführt. Das zeigt ſich auch bis ins Geringſte bei dieſer Arbeit, in jeder Haarlocke, in jeder Falte der Gewandung.

Ich wiederhole, was ich Ihnen ſchon einmal in München ausgeſprochen habe, daß dieſes Ihr Werk mir bei weitem das liebſte iſt, was mir damals zu Geſicht kam. Ja, es tröſtete mich für ſo vielen Verdruß, den mir anderweitige Arbeiten verurſachten. Sie erſchienen mir als der Einzige, der das von uns Ältern ſo ſchwer und mit ſo vielen Opfern Errungene

auf Ihre Weise und mit der Ihnen eigenen Gabe der Natur noch fest hielt.

Fahren Sie nur mutig fort, Ihren Weg zu wandeln. Sie haben jetzt schon zum Herzen der Nation gesprochen, während der Nimbus, der um das Haupt manches falschen Propheten der Kunst geleuchtet, schon angefangen hat, stark zu erbleichen.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, und lassen Sie doch von Zeit zu Zeit etwas von sich hören. Sie können versichert sein, daß ich mit dem größten Interesse und innigster Teilnahme alledem folgen werde, was Sie ferner schaffen.

Ihr treuergebener Freund

Dr. P. v. Cornelius.

Schwind war nicht schreibseliger als Cornelius, und so ließ er manchen Mond kommen und schwinden, ehe er zu einer Beantwortung des vorstehenden Briefes kam; ja es bedurfte sogar einer besonderen Veranlassung. Die deutsche Kunstgenossenschaft war in Salzburg versammelt; da fand Schwind, der kein Freund von Versammlungen war, und selbst von jener sich fern hielt, welche Cornelius mit lautem Beifallsruf zum Ehrenpräsidenten der Genossenschaft für immer erwählte, hinreichend Muße, das bis dahin versäumte Schreiben nachzuholen.

M. v. Schwind an P. v. Cornelius

Nieder-Pöcking, den 20. Sept. 1862.

Hochgeehrter Herr Direktor!

Wahrscheinlich erinnern Sie sich noch eines Kronentalers, den Sie mir gerade vor 10 Jahren bei Ihrer Abreise von Salzburg übergaben als Honorar für meinen werten Freund, Dr. Spatzenecker, dessen ärztlichen Beistand wir bei dem vorübergehenden Unwohlsein Ihrer seligen Frau Gemahlin in Anspruch genommen hatten.

Der treffliche Mann verweigerte des Kronentalers Annahme auf das entschiedenste, indem er sich die Ehre Ihrer Bekanntschaft und die Freude, einem Manne wie Sie nützlich gewesen zu sein, durch Bezahlung nicht wolle trüben lassen. Da ich den Kronentaler nun doch auch unmöglich einstecken konnte, so wurde beschlossen, höchstdenselben auf unseres Gönners Wohl und Gesundheit zu vertrinken.

Nun war ich aber als kranker Badegast in Salzburg und an eine ordentliche Portion Wein nicht zu denken. So mußte der Kronentaler deponiert und auf bessere Zeiten aufgespart werden.

Diese bessere Zeit fand sich nun während des Künstlerfestes. Die Unterzeichneten fanden sich in einem heimlichen Wirtshäusel, und der Kronentaler mußte bedeutend geheckt haben; denn Freund Spatzen-

ecker ſchenkte vom trefflichſten Vöslauer ungezählte Gläſer immer von neuem voll, und alle wurden mit den herzlichſten Wünſchen auf Ihr und Ihrer verehrten Frau Gemahlin Wohl getrunken. Mögen Sie noch ſo viele Jahre leben und tätig ſein, als wir volle Gläſer geleert haben — ſo können Sie geradezu von vorn anfangen!

An dem Schreiben, das Sie ſo freundlich waren, an mich zu richten, obwohl es mein größter Stolz iſt, habe ich doch zu beklagen, daß es nicht ein wenig mäßiger im Lobe iſt, ich hätte es ſonſt — weiß Gott — von einem guten Freunde ſtehlen und hinter meinem Rücken drucken laſſen. Den Mäzenen gegenüber, die ſich um mich auch gar nicht kümmern, hätte ich es gegönnt zu erfahren, daß man ohne Deroſelben gnädigen Schutz auch noch zu Ehren kommen kann. Ich bin nicht geldgierig; aber vom k. k. öſterreichiſchen Hof 60 fl., vom König Ludwig in den 15 Jahren, die ich in München Profeſſor bin, 100 fl. und vom König Max 600 fl. — Das iſt zu wenig!

Da Sie ſo liebenswürdig ſind, von meinen Arbeiten etwas hören zu wollen, ſo habe ich die Ehre zu melden, daß ich ſeit 5 Jahren neben den Altarbildern für den Hochaltar der Frauenkirche, und den Glasmalerei-Kartons uſw. an einer Sammlung

Lyrischer Bilder beschäftigt bin, die seit meiner ersten Jugend bis jetzt in guten Stunden entstanden — gegen 40 an der Zahl —, ein zusammengehöriges Ganzes bilden. Ein Bändchen Gedichte (Öl-Gemälde) unter dem Titel „Reisebilder" wäre etwas Ähnliches, Modernes, Antikes, Romantisches durcheinander. Für die Kirche in Reichenhall sind die Kartons fertig. Unterhandlungen sind im Gange wegen eines Saales in Wien, für den ich nichts Geringeres vorhabe, als die Zauberflöte . . .

Mit der herzlichsten Verehrung

Ihr dankbarer Freund und Schüler

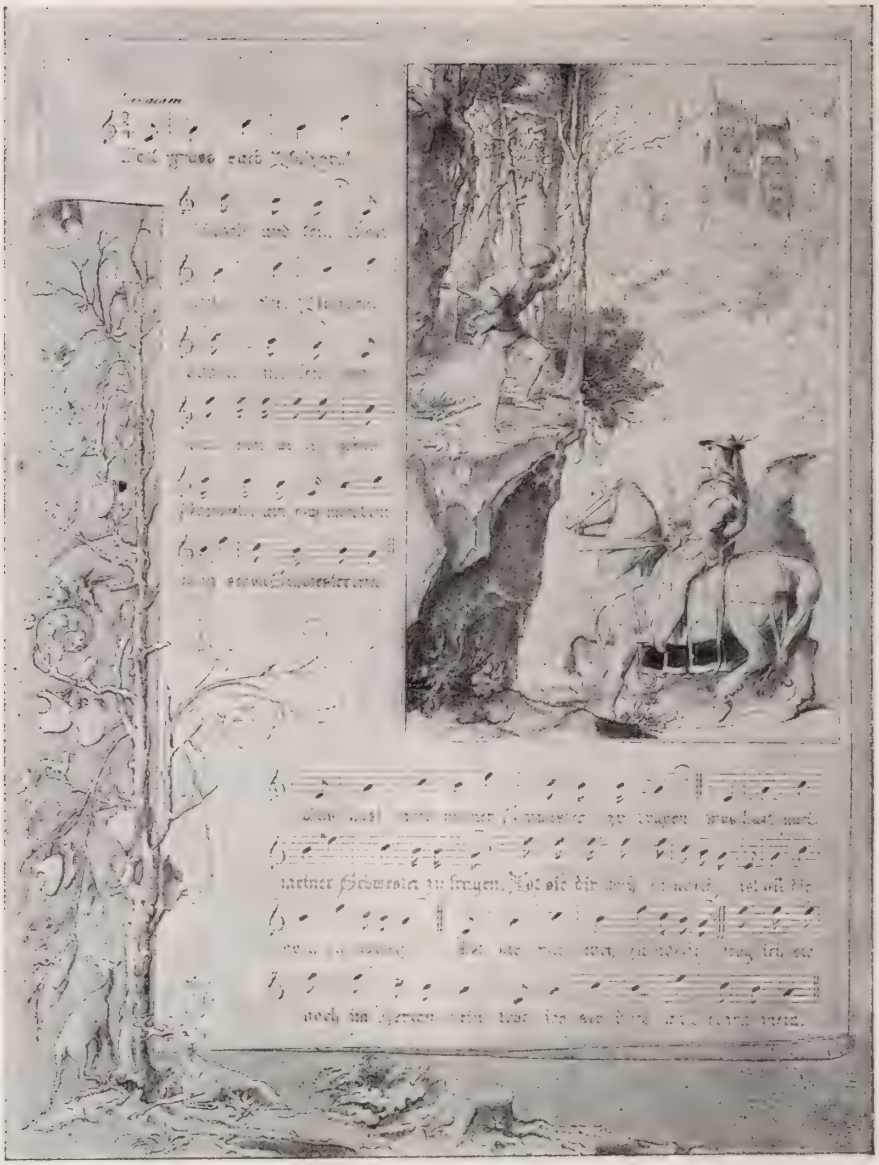
Moriz v. Schwind.

(Nach „Foerster, Peter von Cornelius" II. 1874.)

Vom Hauptübel deutscher Malerei

„Wo das Hauptübel für die Malerei steckt, weiß ich recht wohl, aber es glaubt es niemand. Man ist die fremde ausländische Sprache gewohnt und hält sie für vornehmer als die eigene, daher gibt es lauter Stilübungen statt unmittelbare Ergüsse des Innern. Man kann nur in seiner eigenen Sprache dichten, und bis die Abstammung von den alten Deutschen, so wie Goethes Faust von Hans Sachs abstammt, nicht zur vollen Anerkennung kommt, ist es mit der ganzen Malerei nichts Rechtes."

(Schwind an Schober 1850.)



Ritter Kurts Brautfahrt

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt ſich Ritter Kurt aufs Roß,
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen
Auf der edlen Liebſten Schloß:

Als am öden Felſenorte
Drohend ſich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher Tat.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Kurt im Siege freut;
Er entfernt ſich von der Stelle,
Überwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret,
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
„Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt Ihr nichts an Euer Schätzchen,
Habt Ihr nichts für Euer Kind?“
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbei begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau liebenswert.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut;
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,

Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb' und Huld;
Aber, ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den behenden Ritter auf.
O verteufelte Geschichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit ist groß.
Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird sie los.

Goethe.

Der böſe Bub und die Teufel

Wie der Bär ſeinem Herrn die Mücke von der Naſe wegjagt

Der Teufel und die Katz

Das organische Leben in der Natur

Herr Winter

Liebeslieder der Völker

1. Deutschland

2. Frankreich

3. England

4. Rußland

5. Italien

6. Polen

7. Türkei

8. Schweiz

Die Wandlung der Prinzen in Raben

Schwind nennt seine „Sieben Raben" eine Oper

(Brief Moritz von Schwinds an Schädel 1858.)

„Der Gegenstand ist die Geschichte eines braven Mädels, das seine sieben in Raben verwandelten Brüder durch schwergeprüfte Treue erlöst. Man nennt das ein Märchen, ich danke aber für diesen Titel, denn es ist um kein Haar weniger Arbeit dran als an einer tüchtigen Oper."

Entdeckung der treuen Schweſter im Walde

Aſchenbrödel

Ein Mann und eine Frau hatten zwei Töchter, und war auch noch eine Stieftochter da, des Mannes erſtes liebes Kind, gar fromm und gut, aber nicht gern geſehen von ihrer Stiefmutter und Stiefſchweſtern, deshalb wurde es auch ſchlecht behandelt. Es mußte in der Küche den ganzen Tag über wohnen, alle Küchenarbeit tun, früh aufſtehen, kochen, waſchen und ſcheuern, und nachts mußte es in der Bodenkammer ſchlafen. Da kroch es bisweilen lieber in die Aſche am Küchenherd und wärmte ſich, und da es davon nicht ſauber ausſehen konnte, ſo wurde es

von der Mutter und den Schwestern noch obendrein Aschenbrödelchen genannt, aus Spott und Bosheit.

Da begab sich's, daß der König ein Fest anstellte, und dazu alle Jungfrauen des Landes einladen ließ, denn sein Sohn sollte sich aus ihnen eine Braut wählen. Und da schmückten sich die Schwestern überaus reizend, und Aschenbrödel mußte ihnen die Haare kämmen und schöne Zöpfe flechten, und daß sie auch gern zum Tanz mitgehen mochte, das fiel gar niemand ein. Als sie endlich es wagte, um Erlaubnis zu bitten, ward sie schrecklich ausgelacht, daß sie sich einfallen ließe, zum Tanz gehen zu wollen, da sie doch keine schönen Kleider habe, und nicht einmal Schuhe. Die böse Stiefmutter nahm geschwind eine Schüssel voll Linsen, warf diese in die Asche und sagte: „So, so, Aschenbrödel, mache dir etwas

zu tun, lies erſt die Linſen; dann ſollſt du mitgehen, mußt aber in zwei Stunden fertig ſein."

Das arme Kind ging in den Garten, und rief dem Vöglein auf ihrem Haſelnußbaum, und auch den Täubchen, daß ſie leſen ſollten die guten ins Töpfchen, die ſchlechten ins Kröpfchen, und bald wimmelte es von Tauben und anderen Vögeln, da währte es gar nicht lange, ſo war die Schüſſel voll Linſen ganz rein geleſen. Aber wie das gute Mädchen voller Freude die Linſen brachte, ärgerte ſich die Stiefmutter und ſchüttete jetzt zwei Schüſſeln voll Linſen in die Aſche, und die ſollte es nun auch noch in zwei Stunden leſen. Aſchenbrödel weinte, rief aber die Vöglein wieder, und bald war auch dieſe Arbeit getan. Es wurde ihr aber dennoch nicht Wort gehalten, ſondern ſie wurde ausgelacht, denn ſie habe ja keine Kleider und Schuhe und wie ſie ſei, könnte ſie ſich nimmermehr ſehen laſſen, auch müſſe der Königsſohn und jeder andere einen ſchlechten Geſchmack haben, der mit ihr tanze, und da gingen jene Stolzen fort und ließen Aſchenbrödel tief betrübt zurück. Die ging zu dem Bäumchen, das ſie einſt auf das Grab ihrer Mutter gepflanzt hatte, und weinte bitterlich. Da kam das Vöglein geflogen und rief:

„Mein liebes Kind, o ſage mir,
Was du wünſcheſt, ſchenk' ich dir!"

Da rief Aſchenbrödel, indem ſie das Bäumchen anfaßte:

„O liebes Bäumchen, rüttle dich!
O liebes Bäumchen, ſchüttle dich!
Wirf ſchöne Kleider über mich!“

Da flog ein ſchönes Kleid herunter und koſtbare Strümpfe und Schuhe, das zog Aſchenbrödel geſchwind an und ging auf den Ball, und das Mädchen war ſo ſchön, ach, ſo ſchön, daß es gar niemand kannte, auch nicht einmal ſeine Mutter und ſeine Schweſtern, und der Königsſohn tanzte nur mit ihr und mit keiner anderen Jungfrau, und als es abends nach Hauſe ging, wollte er ihm folgen, es entwich ihm aber, zog geſchwind Kleid und Schuhe aus auf dem Grabe unter dem Bäumchen und legte ſich in ſeine Aſche; Kleider und Schuhe verſchwanden augenblicklich.

So ging es noch zweimal, immer kam Aſchenbrödel unerkannt und in ſtets ſchönern Kleidern zum Tanze, immer tanzte der Königsſohn nur mit ihm, und immer folgte dieſer, und beim dritten Male verlor es von ungefähr den einen kleinen goldenen Schuh; der Königsſohn hob ihn auf, bewunderte ſeine Zierlichkeit und ſprach es laut, ließ es auch durch die Herolde kundtun, nur die Jungfrau, an deren Fuß der kleine Schuh paſſe, ſolle ſeine Gemahlin werden, und ritt von Haus zu Haus, die Probe zu machen.

Vergebens probierten die beiden Schwestern den kleinen Schuh; es war als ob ihre Füße ordentlich größer würden. Da fragte der Königssohn, ob nicht drei Töchter da wären? Und der Mann sagte: „Ja, Herr Prinz, noch ein kleines Aschenbrödelchen!“ Und die Mutter setzte gleich hinzu: „Die sich nicht sehen lassen kann.“ Der Königssohn wollte sie aber doch sehen. Aschenbrödel wusch sich fein und rein, und trat ein, auch in ihrem aschgrauen Kittelchen durch ihre Schönheit die Schwestern überstrahlend. Und wie es den goldenen Schuh anzog, so paßte er prächtig, wie angegossen. Und der Königssohn erkannte sie nun auch gleich wieder und rief: „Das ist meine holde Tänzerin, meine liebe Braut!“ nahm sie, führte sie aufs Schloß und befahl, ein stattliches Hochzeitsfest zuzurüsten.

Beim Kirchgang hatte Aschenbrödel ein ganz goldenes Kleid an und ein goldenes Krönlein auf dem Kopf; ihre Schwestern gingen ihr voll Neid zur Rechten und zur Linken. Da kam das Vöglein vom Haselbäumchen und pickte jeder ins Auge, daß dies erblindete. Als nun die Braut aus der Kirche ging, kam wieder das Vöglein, und pickte wieder jeder das andere Auge aus, und so waren sie für ihren Neid und Bosheit mit Blindheit geschlagen ihr lebelang.

Der Wacholderbaum

Es ist nun schon lange her — wohl zweitausend Jahre —, da war einmal ein reicher Mann, der hatte eine schöne, fromme Frau, und die hatten sich beide recht lieb; aber sie hatten keine Kinder, sie wünschten sich aber gar sehr welche, und die Frau betete oft darum Tag und Nacht, aber sie kriegten keine und kriegten keine. Vor ihrem Hause war ein Hof, auf dem stand ein Wacholderbaum; unter diesem stand eines Tages im Winter die Frau und schälte sich einen Apfel, und als sie sich den Apfel so schälte, so schnitt sie sich in den Finger und das Blut floß in den Schnee. „Ach," sagte die Frau und seufzte so recht dabei auf, sah das Blut vor sich an und war tief wehmütig: „hätte ich doch ein Kind, so rot als Blut und so weiß wie Schnee." Und als sie das sagte, so wurde ihr wieder fröhlich zumute,

es war ihr, als ſollte das wahr werden. Da ging ſie wieder ins Haus, und als ein Monat vorbei war, da war der Schnee vergangen. Und der achte Monat ging hin, und ſie rief ihren Mann und weinte und ſagte: „Wenn ich ſterbe, ſo begrabet mich unter dem Wacholderbaume.“ Da war ſie ganz getroſt und freute ſich, bis der neunte Monat vorbei war; da kriegte ſie ein Kind, ſo weiß wie Schnee und ſo rot wie Blut, und als ſie das ſah, da freute ſie ſich ſo, daß ſie ſtarb.

Da begrub ſie ihr Mann unter dem Wacholderbaum, und er fing an, gar ſehr zu weinen. Eine Zeitlang und das ließ nach, und da er noch ein wenig geweint hatte, da wurde er wieder heiterer, und noch eine Zeit, da nahm er wieder eine Frau. Mit der zweiten Frau kriegte er eine Tochter, das Kind aber von der erſten Frau war ein kleiner Junge; der war ſo rot wie Blut und ſo weiß wie Schnee.

Wenn die Frau ihre Tochter anſah, ſo hatte ſie ſie gar ſehr lieb, aber wenn ſie dann den kleinen Jungen anſah, da ging es ihr immer durchs Herz und es deuchte ihr, als ſtünde er ihr überall im Wege, und ſie dachte dann immer, wie ſie ihrer Tochter all das Vermögen zuwenden wollte. Das aber hatte ihr der Böſe eingegeben. Sie wurde nun dem kleinen Jungen ganz gram, ſtieß ihn herum

von einer Ecke in die andere, puffte ihn hier und knuffte ihn dort, so daß das arme Kind immer in Angst war. Wenn es aus der Schule kam, hatte es nicht, wo es ruhig sitzen konnte.

Einmal war die Frau in die Kammer gegangen, da kam das kleine Töchterchen auch herauf und sagte: „Mutter, gib mir einen Apfel!" „Ja, mein Kind," sagte die Frau und gab ihr einen schönen Apfel aus der Kiste; die Kiste aber hatte einen großen, schweren Deckel mit einem großen, scharfen, eisernen Schlosse. „Mutter," sagte das Töchterchen, „soll Brüderchen nicht auch einen haben?" Das verdroß die Frau, doch ließ sie's nicht merken und sagte: „Ja, wenn er aus der Schule kommt." Und als sie ihn durch das Fenster gewahr wurde, so war ihr doch gerade so, als wenn der Böse über sie käme. Schnell nahm sie ihrer Tochter den Apfel wieder weg und sagte: „Du sollst nicht eher einen haben als Bruder." Darauf warf sie den Apfel in die Kiste und machte sie zu. Als nun der kleine Junge in die Türe trat, da sagte sie ganz freundlich zu ihm: „Mein Sohn, willst du einen Apfel haben?" und sah ihn dabei ganz böse an. „Mutter," sagte der kleine Junge, „was siehst du mich so gräßlich an! Ja, gib mir einen Apfel!" „Komm mit mir," sagte sie und machte den Deckel auf. „Hol'

dir einen Apfel heraus." Und als sich der kleine Junge hineinbückte, — da schlug sie den Deckel zu, daß der Kopf des kleinen Jungen abflog und unter die roten Äpfel fiel. Da überlief es sie, und sie dachte in großer Angst: „Wie kann ich das wohl von mir abbringen!" Da ging sie hinunter in die Stube und holte aus der untersten Schublade der Kommode ein weißes Tuch; nun setzte sie den Kopf auf den Leib und band das Halstuch so um, daß man nichts sehen konnte, dann setzte sie ihn vor die Türe auf einen Stuhl und gab ihm den Apfel in die Hand.

Bald darauf kam Marlenchen zu ihrer Mutter in die Küche. „Mutter," sagte Marlenchen, „Bruder sitzt vor der Tür und sieht ganz weiß aus; er hat einen Apfel in der Hand; ich habe ihn gebeten, er soll mir den Apfel geben, aber er antwortet nicht, und da wurde mir ganz graulich." „Geh noch einmal hin," sagte die Mutter, „und wenn er wieder nicht antworten will, so gib ihm eins hinter die Ohren." Da ging Marlenchen hin und sagte: „Bruder, gib mir den Apfel." Aber er schwieg still, da gab sie ihm eins an die Ohren, und da fiel der Kopf herunter; darüber nun erschrak sie sich und fing an gar sehr zu weinen; sie lief zur Mutter und sagte: „Ach, Mutter, ich hab' meinem Bruder den

Kopf abgeſchlagen," und weinte und weinte und wollte ſich nicht zufrieden geben. „Marlenchen," ſagte die Mutter, „was haſt du getan! Aber ſei nur ſtill, daß es kein Menſch merkt, das iſt nun doch einmal nicht zu ändern; wir wollen ihn in Eſſig kochen." Da nahm die Mutter den kleinen Jungen, hackte ihn in Stücke, tat ſie in einen Topf und kochte ihn in Eſſig. Marlenchen aber ſtand dabei und weinte und weinte, und die Träuen fielen alle in den Topf, ſo daß ſie gar kein Salz brauchten.

Da kam der Vater nach Haus, ſetzte ſich zu Tiſch und ſagte: „Wo iſt denn mein Sohn?" Da trug die Mutter eine große, große Schüſſel auf mit Schwarzſauer, und Marlenchen weinte und konnte ſich gar nicht halten. Da ſagte der Vater wieder: „Wo iſt denn mein Sohn?" „Ach!" ſagte die Mutter, „er iſt über Land gegangen zum Groß-

ohm, er will dort eine Zeitlang bleiben." „Was tut er denn dort? Er hat nicht einmal Lebwohl zu mir gesagt." „Er wollte gern hin und fragte mich, ob er wohl sechs Wochen bleiben könnte; er ist ja dort gut aufgehoben." „Ach!" sagte der Mann, „ich bin recht traurig, und es ist doch nicht recht, er hätte mir doch Lebwohl sagen sollen." Damit fing er an zu essen und sagte: „Marlenchen, was weinst du? Bruder wird wohl wiederkommen." „Ach, Frau," sagte er dann, „was schmeckt mir das Essen gut, gib mir mehr!" Und je mehr er aß, je mehr wollte er haben, und er sagte immer: „Gebt mir mehr, ihr sollt nichts davon haben, das ist, als wenn das alles mein wäre." Und er aß und aß, und die Knochen warf er alle unter den Tisch, bis alles alle war. Marlenchen aber ging hin zu ihrer Kommode und nahm aus der untersten Schublade ihr bestes seidenes Tuch; holte alle die Knochen unter dem Tisch hervor, band sie in das seidene Tuch und trug sie vor die Tür und weinte ihre blutigen Tränen. Dort legte sie sie unter den Wacholderbaum in das grüne Gras, und als sie sie dort hingelegt hatte, da war ihr mit einem Male so recht leicht, und sie weinte nicht mehr. Da fing der Wacholderbaum an sich zu bewegen, und die Zweige taten sich immer voneinander und dann wieder zusammen, so als

wenn ſich einer recht freut und mit den Händen ſo tut. Damit ging durch den Baum ein Nebel, und durch den Nebel brannte ein Feuer, und aus dem Feuer flog ein ſchöner Vogel heraus, der ſang ſo herrlich und flog hoch in die Luft, und als er weg war, da war der Wacholderbaum wie er vorher geweſen war, aber das Tuch mit den Knochen war weg. Marlenchen aber war recht vergnügt, als ob der Bruder noch lebte. Da ging ſie wieder ganz luſtig in das Haus, ſetzte ſich zu Tiſch und aß.

Der Vogel aber flog weg, ſetzte ſich auf eines Goldſchmieds Haus und fing an zu ſingen:

Meine Mutter, die mich g'ſchlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schweſter, das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' ſie in ein ſeiden Tuch,
Legt's unter den Wacholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein ſchöner Vogel bin ich.

Der Goldſchmied ſaß in ſeiner Werkſtatt und machte gerade eine goldene Kette, da hörte er den Vogel, der auf ſeinem Dache ſaß und ſang, und das deuchte ihm gar zu ſchön. Da ſtand er auf und als er über den Flur ging, da verlor er einen Pantoffel. Er ging aber ſo recht mitten in die Straße hin, und hatte nur einen Pantoffel und einen Socken an. Er hatte ſein Schurzfell vor, und in der einen Hand die goldene Kette und in der andern Hand die Zange; die Sonne ſchien ſo hell auf die Straße.

Da ſtellte er ſich ſo, daß er den Vogel gut ſehen konnte. „Vogel," ſagte er, „wie ſchön kannſt du ſingen! Sing' mir das Stück nochmal." „Nein," ſagte der Vogel, „zweimal ſinge ich nicht umſonſt. Gib mir die goldene Kette, ſo will ich es nochmals ſingen." „Da," ſagte der Goldſchmied, „haſt du die goldene Kette, nun ſinge es mir nochmal." Da kam der Vogel, nahm die goldene Kette ins rechte Pfötchen, ſetzte ſich vor den Goldſchmied hin und ſang das Lied noch einmal.

Da flog der Vogel weg und ſetzte ſich auf das Dach eines Schuſters und ſang wieder dasſelbe Lied.

Als der Schuſter das hörte, lief er in Hemdsärmeln vor ſeine Tür, ſah nach ſeinem Dache und mußte die Hand vor die Augen halten, damit ihn die Sonne nicht blende. „Vogel," ſagte er, „was kannſt du ſchön ſingen!" Da rief er in ſeine Tür hinein: „Frau, komm mal heraus, da iſt ein Vogel, der kann mal ſchön ſingen." „Sing' mir das Stück nochmal." „Nein," ſagte der Vogel, „zweimal ſinge ich nicht umſonſt, du mußt mir was ſchenken." „Frau," ſagte der Mann, „gehe in den Laden, auf dem oberſten Brett da ſtehen ein Paar rote Schuhe, die bring' heraus." Da ging die Frau hin und holte die Schuh'. „Da, Vogel," ſagte der Mann, „nun ſing' mir das Stück nochmal." Da

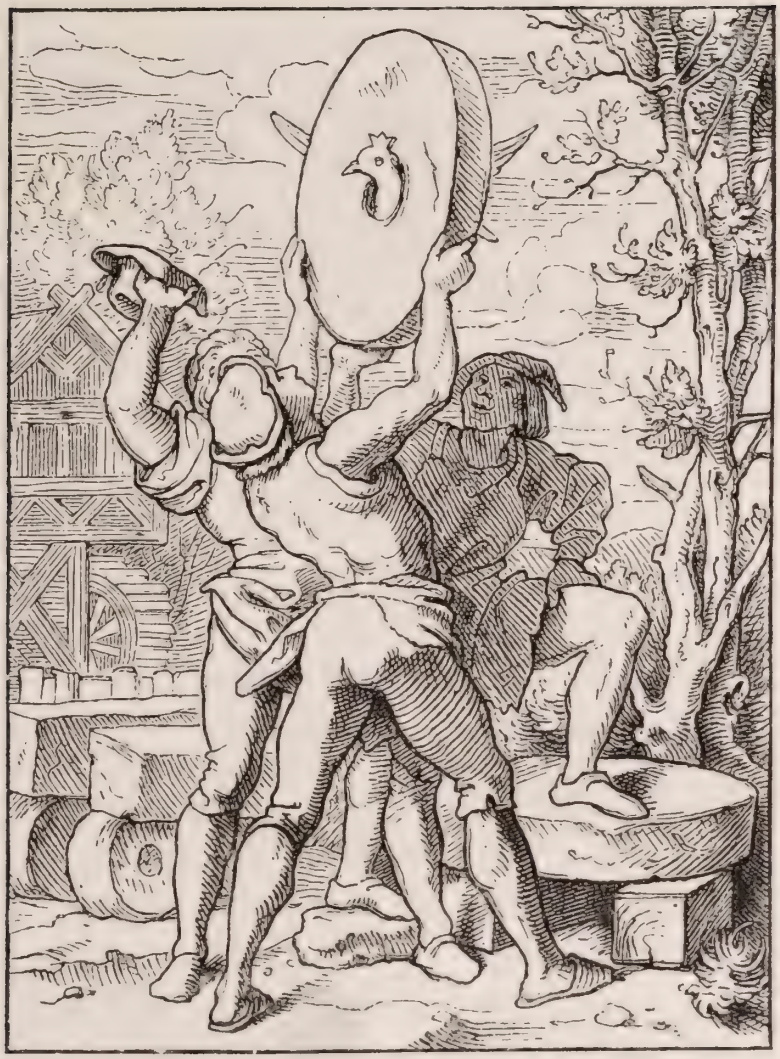
kam der Vogel, nahm die Schuhe mit dem linken Pfötchen, flog wieder auf das Dach und sang wieder sein Lied.

Als er ausgesungen hatte, flog er fort. Die Kette hatte er in dem rechten und die Schuhe in dem linken Pfötchen, und er flog weit weg nach einer Mühle, und die Mühle ging klipp klapp, klipp klapp, klipp klapp. In der Mühle saßen zwanzig Knappen, die behauten einen Stein und hackten hick hack, hick hack, hick hack, und die Mühle ging klipp klapp, klipp

klapp, klipp klapp. Da ſetzte ſich der Vogel auf einen Lindenbaum, der vor der Mühle ſtand und ſang wieder ſein Lied. Alle Knappen lauſchten und hörten mit der Arbeit auf.

Der letzte aber bat den Vogel: „Singe das nochmal.“ „Nein,“ ſagte der Vogel, „zweimal ſinge ich nicht umſonſt; gib mir den Mühlſtein, ſo will ich es nochmal ſingen.“ „Ja,“ ſagte er, „wenn er mir allein gehörte, ſo ſollteſt du ihn haben.“ Da ſagten die andern: „Wenn er nochmal ſingt, ſo ſoll er ihn haben.“ Da kam der Vogel herunter, und alle zwanzig Knappen faßten an und hoben mit Hebebäumen den Stein auf. Da ſteckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm ihn um, als ob es ein Kragen wäre, flog wieder auf den Baum und ſang wiederum ſein rätſelhaftes Lied.

Als er ausgeſungen hatte, da tat er die Flügel auseinander, und hatte in dem rechten Pfötchen die Kette, in dem linken die Schuh' und um den Hals den Mühlſtein und flog fort damit nach ſeines Vaters Hauſe. In der Stube ſaß der Vater, die Mutter und Marlenchen bei Tiſch, und der Vater ſagte: „Ach, wie wird mir ſo leicht und wohl zumute.“ „Ach nein,“ ſagte die Mutter, „mir iſt es angſt, als wenn ein ſchweres Gewitter käme.“ Marlenchen aber ſaß und weinte und weinte, da kam der Vogel



angeflogen, und als er ſich auf das Dach ſetzte, ſagte der Vater: „Mir iſt ſo recht freudig ums Herz, und die Sonne ſcheint draußen ſo ſchön, mir iſt gerade, als ſollte ich einen alten Bekannten wiederſehen.“ „Ach nein,“ ſagte die Frau, „mir iſt ſo angſt, die Zähne klappern mir, mir iſt, als hätte ich Feuer in den Adern.“ Aber Marlenchen ſaß

in der Ecke und weinte, und hatte ein Tuch vor den Augen, und weinte das Tuch ganz naß. Da setzte sich der Vogel auf den Wacholderbaum und sang:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',

Da hielt die Mutter die Ohren zu, und kniff die Augen zusammen, denn sie wollte nicht sehen noch hören; aber das brauste in den Ohren, wie der stärkste Sturm, und die Augen brannten und zuckten ihr wie Blitze.

Mein Vater, der mich aß,

„Ach, Mutter," sagte der Mann, „das ist ein schöner Vogel, der singt so herrlich, die Sonne scheint so warm, und das riecht wie lauter Maiblumen."

Meine Schwester, das Marlenichen,

Da legte Marlenchen den Kopf auf die Knie und weinte immerfort, der Mann aber sagte: „Ich gehe hinaus, ich muß den Vogel in der Nähe sehen." „Ach, geh nicht," sagte die Frau, „mir ist, als bebte das ganze Haus und stände in Flammen." Aber der Mann ging hinaus und sah den Vogel an.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wacholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Dabei ließ der Vogel die goldene Kette fallen, und sie fiel dem Manne just um den Hals, gerade so, daß sie ihm recht schön paßte. Da ging er hinein und sagte: „Sieh, was ist das für ein guter Vogel, er hat mir diese schöne Kette geschenkt und er sieht so prächtig aus.“ Der Frau aber wurde so angst, daß sie niederstürzte, wobei ihr die Mütze vom Kopfe fiel. Da sang der Vogel wieder:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',

„Ach, daß ich tausend Klafter unter der Erde wäre, damit ich das nicht hören müßte.“

Mein Vater, der mich aß,

da fiel die Frau für tot nieder.

Meine Schwester, das Marlenichen,

„Ach,“ sagte Marlenchen, „ich will auch hinausgehen und sehen, ob mir der Vogel was schenkt.“ Und da ging sie hinaus.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch,

Da warf er ihr die Schuhe herunter.

Legt's unter den Wacholderbaum,
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Da wurde sie ganz vergnügt und fröhlich; sie zog die neuen roten Schuhe an, tanzte und sprang hinein. „Ach,“ sagte sie, „ich war so traurig, als ich hin-

aus ging, und nun bin ich luſtig; das iſt mal ein herrlicher Vogel; hat mir ein Paar Schuhe geſchenkt.“ „Nein,“ ſagte die Frau und ſprang auf, und die Haare ſtanden ihr zu Berge, wie Feuerflammen, „mir iſt als ſollte die Welt untergehen! Ich will auch hinaus, vielleicht wird es mir auch leichter.“ Und als ſie aus der Türe kam, bratſch! warf ihr der Vogel den Mühlſtein auf den Kopf, daß ſie ganz zerquetſcht wurde. Als der Vater und Marlenchen das hörten, gingen ſie hinaus, da ſahen

sie Dampf, Flammen und Feuer auf der Stelle, und als das Verloschen war, da stand der kleine Bruder da, der nahm den Vater und Marlenchen bei der Hand. Alle drei waren nun recht vergnügt und gingen in das Haus, setzten sich zu Tische und aßen.

Wenn man's allen Leuten recht machen will

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder." Da stieg der

Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen; du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das

für ein Unverſtand, zwei Kerle auf einem ſchwachen Tiere? Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinab jagen?" Da ſtiegen beide ab und gingen ſelbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Eſel. Kommt ein vierter Wandersmann und ſagt: „Ihr ſeid drei

kurioſe Geſellen. Iſt's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?" Da band der Vater dem Eſel die vordern Beine zuſammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zuſammen, zogen einen ſtarken Baumpfahl durch, der an der Straße ſtand, und trugen den Eſel auf der Achſel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Das Märchen vom geſtiefelten Kater

Wie der Teufel das Echo des Kartoffelwucherers macht

Der Kartoffel-Wucherer: „Über und über schwarz, das ist eine Freude für unsereinen."

Echo-Beelzebub: „Über und über schwarz, das ist eine Freude für unsereinen."

Frau Sorge

Stürzeſt dich in Lebens-Fülle,
Doch iſt dir die Sorge nah;
Flüchteſt in des Gartens Stille?
Sieh! ſchon iſt ſie wieder da!

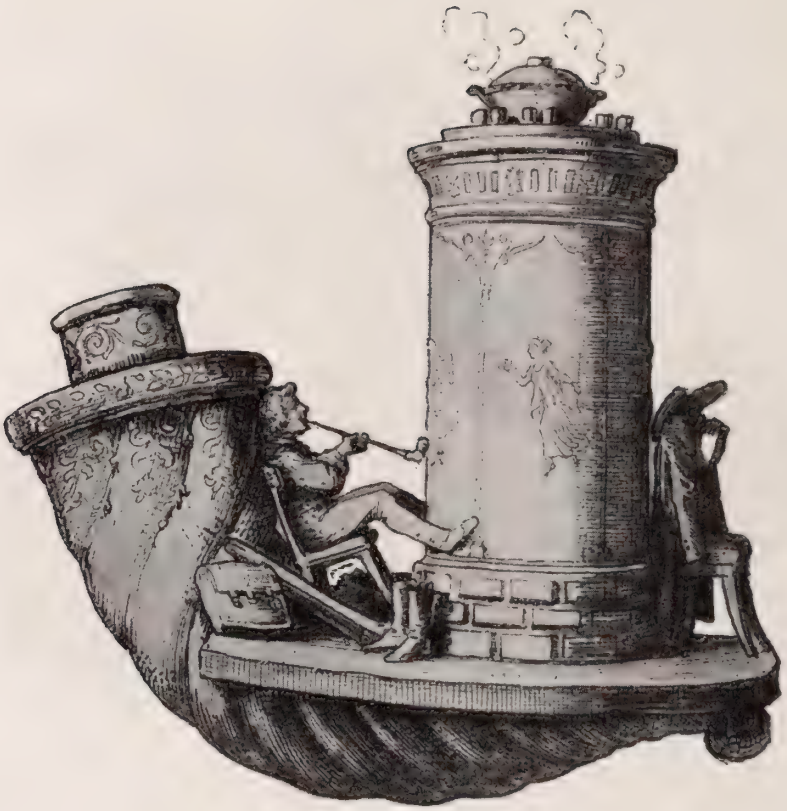
Willſt du gründlich ſie verjagen,
Geh ihr rauchend an den Leib:
Rauchen kann ſie nicht vertragen,
Denn die Sorge iſt ein Weib.

v. Feuchtersleben.

Freundlich Bild des ſtillen Friedens;
Wenn die Dämmerung ſich neigt,
Die Genoſſin des Ermüdens;
Wenn die ſanfte Zither ſchweigt.

Und die leiſe Hand des Schlummers
Auf dem trauten Kreiſe liegt,
Der ſich, ledig jeden Kummers,
In beſcheidnen Träumen wiegt!

v. Feuchtersleben.



Trautes Pfeifchen in dem Munde,
Und die Füße durchgewärmt,
Während in des Lebens Runde
Der Gedanke lieblich ſchwärmt;

Draußen tobt der Sturm, der wilde,
Auf dem Ofen dampft der Punſch;
So geſtaltet ſich zum Bilde
Des durchnäßten Wandrers Wunſch.

v. Feuchtersleben.

Bilderreihenfolge

	Seite
Putto aus Festzug „Segnungen des Friedens“	4
Musikanten aus „Figaros Hochzeit“	5
Brautpaar aus „Figaros Hochzeit“	6
„Februar“ (Kalenderbild)	7
Ausflug auf die Leopoldshöhe	8
Die Musikanten (Die Rose)	9
Der wunderliche Heilige (Flügelbild)	10
Der wunderliche Heilige (Hauptbild)	11
Ein Ständchen	12
Des Knaben Wunderhorn	13
Ritter Kuno v. Falkenstein	14
Monostatos will Pamina küssen (Zauberflöte)	16
Gnomen an der Zehe der Bavaria in Millers Gießhütte	17
Landgraf, werde hart!	18
Treue Mannen sind eine feste Mauer	19
Frauen rauben Fortunats Zauberbeutel	20
Die bösen Zungen vor Melusinens Burg	21
Der Prinz erkennt Aschenbrödel	22
Waldnymphe Krokowka	24
Rückkehr des Grafen von Gleichen	25
4 Bilder aus dem Märchen von der schönen Lau	27—30
Wieland der Schmied	32
Amor betrachtet die schlafende Psyche	33
Ritter Kurts Brautfahrt	34

Seite

„Juni" (Monatsbild) 36
Die Hochzeitsreise 37
Die Morgenstunde 38
„August" (Monatsbild) 39
Einsiedler, Rosse tränkend 40
Der gestiefelte Kater und das Liebespaar 46
Der Graf von Habsburg 47
„Gott grüß' Euch, Pfalzgraf" 48
Abschied der hl. Elisabeth 51
Der Treubruch von Melusinens Gemahl 52
Die Versöhnung der Melusine mit ihrem Gemahl . 53
Die Teufel strafen den bösen Buben 54
Der Bär „als guter Freund" 54
Der Teufel und die Katz' (2 Bilder) 55
Das organische Leben in der Natur 56
Winter 56
Liebeslieder der Völker (8 Bilder) . . . . 57—64
Verwandlung der Prinzen in Raben (7 Raben) . . 65
Auffindung der treuen Schwester (7 Raben) . . . 66
Die Kinder in der Hütte des Waldriesen 67
Aschenbrödel muß die Schwestern zum Ball ankleiden 68
Aschenbrödel erscheint auf dem Ballfest 72
Das Märchen vom Wacholderbaum (10 Bilder) 73—88
Von dem, der's allen recht machen will (7 Bilder) 90—93
Das Märchen vom gestiefelten Kater 94
Der Kartoffelwucherer und der Teufel 95
Frau Sorge 96
Zwei Pfeifenköpfe 97, 98
Der Winter 101

Der Verfasser der Einleitung möchte die Schwindfreunde nur auf folgende Werke ganz besonders aufmerksam machen:

Dr. H. Holland, Moritz von Schwind. Aus des Künstlers eigenen Briefen und den Erinnerungen seiner Freunde zusammengestellt. Stuttgart 1873. Paul Neff. Ohne Abbildungen, aber voll frischen Gehalts.

Otto Weigmann, Schwind, des Meisters Werke. Stuttgart und Leipzig 1906. Deutsche Verlagsanstalt. Gibt fast sämtliche Werke Schwinds in nicht weniger als 1265 Abbildungen wieder.

Die Hochzeit des Figaro. Eingeleitet von Dr. Alois Trost. Wien 1904. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Das köstliche Jugendwerk als Album, frei von jedem Ballast.

Curt Wagner, Kompositions-Gesetze in den Bilderzyklen deutscher Maler des 19. Jahrhunderts (Dissertation). Plauen i. V. 1910. Moritz Wieprecht.

Die entzückenden Kunstbreviere

Spitzwegs bürgerlicher Humor. Einführender Text von Rich. Braungart.
Ludwig Richter, Heimat und Volk. Einführ. Text von Prof. Dr. E. W. Bredt.
Moritz v. Schwind, Fröhliche Romantik. Einführender Text von Prof. Dr. E. W. Bredt.
Wilhelm Busch. Der lachende Weise. Einführender Text von Rich. Braungart.
Chodowiecki, Zwischen Rokoko und Romantik. Einführender Text von Prof. Dr E. W. Bredt.
Albrecht Dürer. Einführ. Text von Dr. H. W. Singer.
Neureuther, Bilder um Lieder. Einführender Text von Prof. Dr. E. W. Bredt.
Rembrandts Erzählungen. Einführender Text von Prof. Dr. E. W. Bredt.
Grünewald, Das Wunder des Isenheimer Altars. Einf. Text von Univ.-Prof. Dr. H. Kehrer.
Rubens. Hrsg von Prof. Dr. Hugo Kehrer.
Feuerbach. Hrsg. von Prof. Dr. H. W. Singer.
Michelangelo. Einf. Text v. Prof. Dr. H W. Singer.
Goya. Einf. Text von Univ.-Prof. Dr. Hugo Kehrer.
Altdorfer. Hrsg. von Prof. Dr. E. W. Bredt.
Velazquez. Einf. Text v. Univ.-Prof. Dr. Hugo Kehrer.
Leonardo da Vinci von Dr. K. Zoege v. Manteuffel.
Ad. Elzheimer von Wilh. von Bode.
Menzel, Wanderbuch. Text v. Prof. Dr. E. W. Bredt.

Sonderreihe der Kunstbreviere

Bilderschatz zur Weltliteratur

Einführender Text von Prof. Dr. E. W. Bredt.

I. Ovid, Der Götter Verwandlungen

I. und II. Band.

Hugo Schmidt, Verlag, München

Franz-Josef-Straße 14

Belgiens Kunst

Herausgegeben von Prof. Dr. E. W. Bredt

Mit 54 Abbildungen

Ludwig Richter:

Musäus

Volksmärchen der Deutschen

mit etwa 150 Abbildungen des Künstlers nach den Probedrucken der Holzschnitte

mit einer Einleitung von Prof. Dr. E. W. Bredt.

Vorzugsausgabe, Druck 1917, in 250 num. Exemplaren auf Bütten gedruckt, in Leder (Handband) gebunden.

Allgemeine Ausgabe:

einfach gebunden und besser gebunden.

Das Neureuther-Album

mit Briefen „Goethe an Neureuther"

Ein Album der Lieder und der Kunst herausgegeben von Prof. Dr. E. W. Bredt

Vorzugsausgabe in 150 num. Exemplaren, Text auf Bütten gedruckt in Halblederhandband gebunden.

Allgemeine Ausgabe

einfach gebunden und besser gebunden.

Hugo Schmidt, Verlag, München

Franz-Josef-Straße 14

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

DATE DUE

OCT 0 9 1997
OCT 1 5 1997
OCT 2 9 1997
OCT 2 5 1997
DEC 1 2 2001
DEC 1 7 2001
JAN 2 6 2003
JAN 0 6 2003

DEMCO, INC. 38-2971

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 00690 2677